©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Zum Rudolf-See und Stefanie-See.

Von

Ludwig Ritter von Höhnel,
k. u. k. Linienschiffslieutenant.

Vortrag, gehalten den 22. Jänner 1889.

(Mit Projectionen.)

(Mit 4 Vollbildern, 1 Karte und 8 Abbildungen im Texte.)

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Wie ich nach Afrika kam?

An einem schönen Maiabend des Jahres 1886 hatte ich die Wache am Bord der österreichisch-ungarischen Yacht „Greif", die damals zur Verfügung unseres Kronprinzenpaares vor Lacroma vor Anker lag.

Mein Commandant kam an Bord, und nachdem ich ihn begrüßt hatte, begann er mir zu erzählen, dass ein ungarischer Graf angekommen sei, der die Absicht habe, eine Reise in Afrika zu machen. Mich hatte es seit jeher mächtig nach dem Innern des „dunklen Welttheils" gezogen, und was war daher natürlicher als meine Antwort: Da muss ich mit! Schon am folgenden Tage sprach ich den ungarischen Grafen S. Teleki. In unserm durchlauchtigsten Kronprinzenpaare, das den Grafen Teleki nur ungern allein inmitten all der Fährnisse der Wildniss wissen mochte, hatte ich mächtige Förderer meiner Absichten, und meine Theilnahme an der projectierten Reise war schon am nächsten Tage eine beschlossene Sache. So kam ich nach Afrika.

Nach mannigfachen Vorbereitungen, wie es jede derartige Reise erheischt, doch noch im Herbste des-

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

selben Jahres, verließen wir Europa, um uns zunächst nach Sansibar, jenem bekannten ostafrikanischen Handelsemporium, dem Ausgangspunkte vieler berühmter Forschungsreisen, zu begeben. Damals gieng es dort viel stiller zu wie heute; die viel geringere Zahl von Europäern lebte mit den herrschenden Arabern und dem Negervolke noch im besten Einvernehmen. Der Dampfer kam nur einmal im Monate von Europa, und seine Ankunft bildete ein sehnsüchtigst erwartetes Ereignis für alle.

Unser umfangreiches Gepäck, das in hunderten von Gewehren, in kostbaren Instrumenten, in einem zerlegbaren eisernen Boote und tausend anderen ähnlichen Dingen bestand, ließ in uns auf den ersten Blick Forschungsreisende vermuthen, und unsere Ankunft, Ziel und Zweck der Reise bildeten für Wochen das Tagesgespräch der Europäer und Araber, wie ganz besonders der Neger.

Viele Forschungsreisende haben diese Insel als Ausgangspunkt zu ihren Unternehmungen gewählt und dabei zur Genüge die Gelegenheit wahrgenommen, uns deren wechselvolle Geschichte von Altersgrauen her zu erzählen, um darauf hier verweilen zu sollen. Im heutigen Sansibar oder „Unguja", wie es an Ort und Stelle heißt, sieht der anlangende Fremde eine Fülle anziehender Bilder, in den Straßen der Stadt und in ihrer Umgebung, wie sie nur ein solcher Grenzort der Civilisation bieten kann.

Von den ungefähr 70.000 Einwohnern, die Sansibar

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

haben soll, sind $^9/_{10}$ Neger, dieser daher der Typ, dem wir weitaus am häufigsten begegnen. So ein echter Sansibarite, comme-il-faut, ist übrigens keine üble Erscheinung. Sein langes, schneeweißes Hemd, aus feinem indischen Baumwollzeug reicht fast bis zur Erde und sticht grell von seinem dunklen Gesichte ab. Die Füße stecken in hübschen Mascatsandalen, und den oft glattrasierten Wollkopf bedeckt eine weiße, fezartige, kunstvoll gestickte Sansibarmütze; mit der Rechten schwingt er ein biegsames Stöckchen. Mit solch einfacher Eleganz begnügt sich hier der Dandy und schreitet er gewöhnlich in Gesellschaft einiger Kameraden selbstbewusst und immer heiter durch die Straßen.

Die „Bibi" (Mädchen oder Frau) hingegen ist nie weiß angethan. Sie liebt bunt und prächtig mit Mond und Sternen, preußischen Pickelhauben oder dergleichen bedruckte Stoffe. Das Zeug, mit dem sie ihren braunen Leib umschließt, reicht bis zum Boden und verdeckt wohlweislich die wadenlosen Beine. Es wird unter den Achseln, knapp oberhalb des schwellenden Busens geknotet, so dass die wohlgeformten Schultern freibleiben.

Daneben gibt es Indier in weißen Mousselinkleidern und Banjanen, anwidernde Gesellen mit einem wächsernen Teint, Parsis, die schlauesten Kaufleute der Welt, grüngelbgesichtige Goanesen, ehrwürdige Araber in braunem, kameelhaarenen Buschti, verräthesche Somalis, Beludschen und so fort.

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Drei Monate vergiengen rasch mit dem Studium von Land und Leuten, deren Sitten und Sprache, mit dem Planen der Reiseroute, dem Ankaufe der verschiedenen für den Tauschverkehr mit den Wilden nöthigen Waren, dem Anwerben von Trägern, Führern und Dolmetschen.

Am 23. Januar 1887 sagten wir Sansibar und unseren dort gewonnenen Freunden Lebewohl.

Ich muss gestehen, dass mich der Moment meiner Abfahrt von Europa, als ich in Triest, umgeben von den vielen mehr oder minder gerührt Abschied nehmenden Passagieren, auf dem Verdecke der „Titania" stand, die geschäftige Mannschaft die Taue löste, das Schiff seinen Bug langsam seewärts drehte und ich die Menschenmenge auf dem Quai allmählich zu einer verworrenen Masse werden sah, viel peinlicher berührte als der Abschied von Sansibar und damit von der Civilisation. In der Fremde, unter uns unbekannten Menschen, deren Parole häufig „help yourself" heißt, wird man selbst bald kalt und hart, und das Bewusstsein, nunmehr auf eigener Kraft und eigenem Witze beruhen zu müssen, lässt Fähigkeiten in uns erwachen, die in Europa, uns selbst unbekannt, in uns schlummerten. Wir verließen somit Sansibar sehr leichten Herzens und betraten bei Pangani das Festland. Am Morgen des 4. Februar befanden wir uns an der Spitze einer großen, wohlausgerüsteten und bis an die Zähne bewaffneten Karawane, bereit zu unserem Marsche in die Wildnis.

Fig. 1. Unser zerlegtes eisernes Boot auf dem Marsche.

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Die Reisen gehen in den meisten Theilen Afrikas zu Fuße vor sich, und es werden von Negern, Sclavenvolk aus allen möglichen Winkeln Afrikas, die oft viele Tonnen schweren Reisegüter tragen.

Unser gesammter Reisetross bestand aus 500 Traglasten; sie enthielten unsere Zelte, die Kisten und Koffer der eigenen Ausrüstung, Waffen und Munition, Instrumente, Werkzeuge, Medicinen, sowie die Tauschwaren für die Wilden. Dazu kamen noch zwei zerlegbare Boote. Beim Aufbruche von der Küste wog jede Last womöglich höchstens 70 englische Pfund; es ist dies das bereits zum Gesetze gewordene übliche Gewicht der Lasten bei längeren Reisen. Doppellasten werden von zwei Leuten an einer Stange transportiert, sind jedoch sehr verhasst. Für die sechs Körpertheile unseres zerlegbaren eisernen Bootes waren sogar je drei Leute nothwendig; jedes Stück wog eben auch 160 engl. Pfunde. Fig. 1 stellt unser eisernes Boot während des Marsches vor. Der dritte freie Mann eines jeden Bootstheiles trägt die im Gewehr, einer Wasserflasche, der Schlafmatte u. s. w. bestehenden Habseligkeiten der ohnehin überlasteten Träger.

Ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmarsch beginnt zwischen 5 und 6 Uhr früh und ist zur Mittagszeit bereits zu Ende. Noch in dunkler Nacht beginnen die Vorbereitungen zum Aufbruche. Die niedergebrannten Feuer werden geschürt, um einige Helle zu verbreiten, die Rufe unserer Anführer wecken die Karawane, es wird allmählich lebendig im Lager. Wir selbst schlum-

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

mern noch fest, ermüdet von den Anstrengungen des vorhergegangenen Tages, bis die Karawane halbwegs bereit ist und die Träger unserer Zelte, ungeduldig geworden, uns wecken. Unsere Toilette ist sehr einfach und bald gemacht, eine halbe Tasse kalten schwarzen Kaffees rasch getrunken. Indessen ist alles fertig gepackt und geschnürt, und während wir uns noch die Pfeife anzünden, ertönen die Rufe, welche die Karawane in Gang bringen. Teleki führt den Zug an und verlässt mit den Führern das Lager, das sich langsam entleert und zu einer riesig langen Schlangenlinie auflöst. Ich selbst verlasse den Platz erst viel später mit den Letzten. Zuvor mache ich noch einen Rundgang durch den verlassenen, nunmehr nur mit rauchenden Feuerstellen besäten Lagerplatz, um nachzusehen, ob in der Dämmerung nichts vergessen wurde; dann wird die Zeit des Abganges notiert, und das oft schwere Tagewerk beginnt.

Zu Beginn einer Reise darf man seiner Karawane noch keine besonderen Leistungen zumuthen; die Leute sind noch nicht trainiert, und die 70 Pfund schweren Lasten drücken ihnen noch die Schultern wund. Wir selbst sind noch Neulinge und haben es mit einer Horde zu thun, die von dem einzigen Gedanken erfüllt ist, uns zu belügen, zu betrügen und beim geringsten Anlasse davonzulaufen. Obwohl uns der Marsch unter einer glühenden Sonne noch sehr beschwerlich fällt, müssen wir uns alle Unverschämtheiten unserer Leute aus Furcht vor Desertionen mit

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Fig. 2. Der Kilimandscharo.

wahrer Lammsgeduld ertragen und dürfen nur in seltenen Fällen zum Stocke greifen. Später, wenn man einmal weit im Innern ist, zumal wenn es noththut, werden die Lasten schwerer, die Märsche viel länger und die Rationen kleiner.

Als wir unser erstes Ziel, das am Fuße des schneegekrönten Kilimandscharo (Fig. 2) liegende Taveta, erreicht hatten, waren hundert unserer Leute, also beinahe ein Drittel desertiert. Das bis dahin durchzogene Gebiet entspricht wenig den landläufigen Vorstellungen einer Landschaft in den Tropen. Von den Palmen und Lianen, von den mannigfachen Blüten in leuchtenden Farben hat man mit der Küstenregion Abschied genommen; daran reihen sich dorniger, knor-

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

riger Buschwald, dürre, sonnverbrannte Steppen. Hier aber, wo die glühenden Küsse einer Tropensonne ungeheure Schneemassen auf dem Kilimandscharo schmelzen, stürzt eine Unzahl von Bächen die Berghänge hinab in die Ebene, um dort einer traumhaft üppigen Vegetation das Leben zu geben. Wir hatten mit Taveta einen herrlichen Ort erreicht. In einem ungeheuer dichten Walde lebt versteckt eine kleine Anzahl von reizend freundlichen Eingeborenen. Sie sehen Karawanen gerne bei sich, da sie sich bei deren Anwesenheit einer größeren Sicherheit erfreuen, denn in der Umgebung schwärmen Horden gefürchteter Masais herum. Im ewig grünen, schattigen Walde verlebten wir ruhige Tage in herrlicher Sorglosigkeit, im süßen Genusse von goldigen Bananen, von prächtigen Fischen, in Milch und Honig schwelgend. Wir verweilten drei Monate in der Umgebung dieses afrikanischen Arkadien, und ein Besuch des 15.000 Fuß hohen Meruberges, die Besteigung des Kilimandscharo bis zu einer Höhe von 16.700 Fuß füllten der Hauptsache nach diesen Zeitraum aus.

Wir traten die Tour zum Meruberge zu Beginn der großen Regenzeit an und hatten daher während dieser vier Wochen auch viel zu leiden vom Regen, der Tag und Nacht unaufhörlich vom bleigrauen Himmel herabrieselte. Der Pfad führte über versumpfte Wiesen, durch Wälder, die vom Regen troffen, und über zahlreiche Bäche, die nun zu reißenden Gewässern angeschwollen waren. Während dieser Zeit prangt jedoch

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

selbst der unfruchtbarste Fleck Erde im entzückendsten Grün und konnten uns auch alle die vielen Unannehmlichkeiten, mit welchen das Reisen in den Tropen während der Regenzeit stets verbunden ist, unsere frohe Laune nicht verderben. Wir machten in dieser Zeit die erste Bekanntschaft mit dem großen und ge-

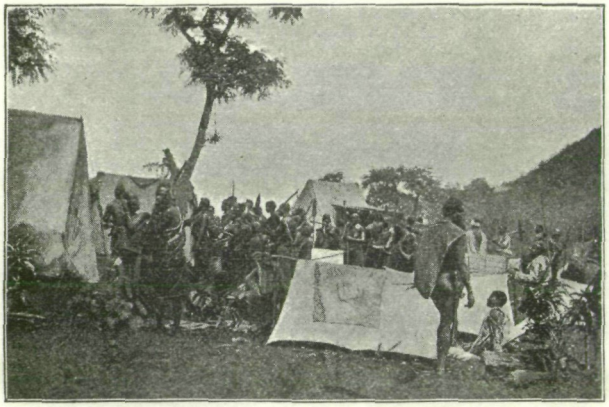


Fig. 3. Lager am Meruberge.

fährlichen Wilde Afrikas, brachten Büffel und Rhinocerosse zur Strecke, sahen die ersten Elephanten in freier Wildnis und hörten zum erstenmale das dumpfe Gebrüll der Löwen, die in dunkler Nacht unser Lager umschlichen.

Auf den Hängen des Meru selbst verweilten wir eine volle Woche (Fig. 3). Üppige Bananenhaine, saftig-

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

grüne Bergwiesen umgaben uns auf allen Seiten; doch war unsere Lage bei diesen frechen Bergbewohnern eine viel zu unsichere, als dass wir uns einem sorglosen

Fig. 4. Sultan Miriali im Kriegskleide, umgeben von den Großen seines Reiches.

Genusse der Naturschönheiten hätten hingeben dürfen. Die täglichen Regen ließen überdies Gedanken an eine Besteigung des Berggipfels gar nicht aufkommen.

Die herrlichsten Erinnerungen nahmen wir von

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

unserem Besuche des Kilimandscharoberges mit uns, obwohl wir in diesem Unternehmen insoferne wenig glücklich waren, als wir nur eine Höhe von 16.700 Fuß erreichten.

Die näheren Vorbereitungen zum Aufstiege trafen wir bei Miriali, einem der achtundzwanzig Negerfürsten, die sich in der Herrschaft um den bewohnten Südhang dieses Berges theilen. Großartige Kriegsspiele, die Miriali uns zu Ehren gab, hielten sowohl seinen kleinen Staat, wie die Nachbarreiche während mehrerer Tage in festlicher Aufregung (Fig. 4).

Nachdem uns Miriali derart von seiner Macht und Größe überzeugt zu haben glaubte, gieng es weiter bergauf. Im Fluge durcheilten wir alle Klimate und deren eigenthümlichen Vegetationsformen. Am Morgen hatten wir noch mit Vorliebe die schattigen Pfade kühler Bananenhaine aufgesucht und abends riefen uns bereits Brombeeren, ja heimische Veilchen Erinnerungen an die Heimat wach. Durch einen geschlossenen, fast undurchdringbaren Urwaldgürtel, der sich um den ganzen Berg herumzieht hindurch gelangten wir hierauf über Bergwiesen, die nur mit kleineren Gruppen dunkler Cypressen, sowie schwarzgrüner Baumericaceen bestanden waren. Ein auffallender Baum mit ungewöhnlichen Formen trat in einzelnen Exemplaren dazwischen auf. Es ist dies die für die Kilimandscharohöhe zwischen 9000 und 11.000 Fuß charakteristische *Senecio Johnstoni*, die eben über und über mit dunkelgelben Blütenbüscheln bedeckt war (Fig. 5).

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Je höher wir stiegen, um so spärlicher wurde die Vegetation, bis wir schließlich auf dem kahlen, 13.400 Fuß hohen Sattelplateau lagerten, welches die beiden

Fig. 5. *Senecio Johnstoni.*

Kilimandscharospitzen mit einander verbindet. Finster und drohend ragte der schroffe Kimawensi (Fig. 6) zu unserer Rechten empor, während der eisumgürtete Kibo von der ersterbenden Abendsonne mit rosigem

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Scheine übergossen dastand. — In dieser Höhe von 13.400 Fußen herrschte bei Tage eine ganz erträgliche Temperatur, doch fiel das Thermometer nach Sonnenuntergang rasch unter Null. Des Morgens lasen wir als Minimum — 11° Celsius ab. Froststeif traten wir unseren Weiterstieg an, gelangten jedoch nur bis in die

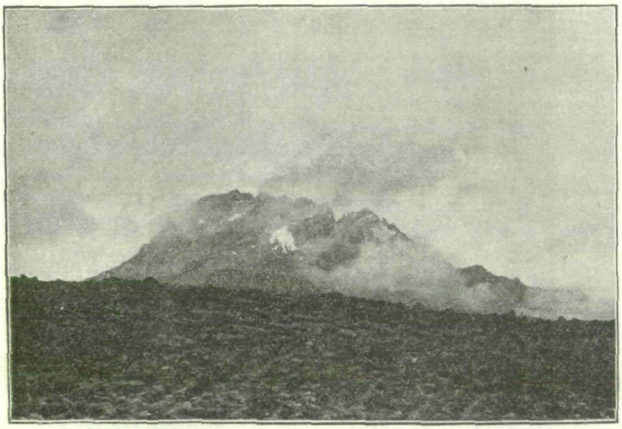


Fig. 6. Der Kimawensi vom Kilimandscharosattel aus.

bereits erwähnte Höhe von 16.700 Fuß, in welcher wir uns infolge des Einflusses großer Luftdünne zur Umkehr gezwungen sahen.

Rasch eilten wir dann wieder die unwirtlichen Hänge hinab, dem sonnigen Taveta zu. Dort hatten unsere Leute indessen tüchtig gearbeitet. Bevor man weiterzieht, müssen mit den Tauschartikeln gewisse

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Manipulationen vorgenommen werden. Man führt bei diesen Reisen zum Tauschverkehre mit den Wilden gewaltige Mengen von allerlei Perlen und Stoffen, sowie Metallen in Drahtform mit sich. Obwohl die meisten dieser Dinge kein Bedürfnis für die Eingeborenen sind und nur als Luxusgegenstände Wert haben, so hat sich dennoch bei den meisten Völkern eine bestimmte Wertschätzung für eine gewisse Menge herausgebildet, ebenso eine bestimmte Vorliebe für eine gewisse Farbe, Größe und Façon der Waren eingebürgert. Die Stoffe müssen eine gewisse Breite, der Draht eine bestimmte Dicke haben; die verschiedenen Perlensorten müssen aufgereiht sein und die Stränge einen solchen Umfang haben, dass sie leicht über den Kopf gezogen werden können. Wir hatten hier unter anderm unsern gesammten Perlenvorrath zu mehr als 200.000 Strängen aufzureihen.

Am 15. Juli brachen wir wieder auf. Um den Osten des Kilimandscharo herum gieng es weiter nach Norden durch das gefürchtete Masailand. Es ist dieses der Hauptsache nach ebenfalls eine sonnverbrannte Steppe, der vereinzelte stachlige Akazien nur geringe Abwechslung verleihen. Die Herren dieses Landes, die Masais, sind Nomaden, und wir begegneten häufig ihren Viehheerden. Ich will hier nur eine auffallende Institution dieses interessanten und weit über seine Grenzen hinaus gefürchteten Strauchrittervolkes erwähnen, nämlich ihre strenge Scheidung in Verheiratete und Unverheiratete. Treten wir in einen

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Kral ein, so begegnen wir nur älteren Männern und Frauen, sowie kleinen Kindern. Die erwachsenen Sprossen derselben wohnen oft tageweit ab in gesonderten Kralen, wo wir zu unserem Erstaunen nur die jeunesse dorée, nur schwarze Fräulein und junge Männer, letztere aufgeblasene und unverschämte Gesellen, in größter Eintracht beisammen finden. Die

Fig. 7. Masaikriegergruppe.

Landessitte will es ferner, dass die Unverheirateten sich ganz strenge entweder an Milch- oder Fleischnahrung halten, doch kann ein Wechsel darin eintreten. Haben sie eine zeitlang bloß von Milch gelebt, dann können sie zur Fleischnahrung übergehen, dürfen jedoch nie beides zu gleicher Zeit genießen. Vegeta-

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

bilien, Honigbier, Tabak und dergleichen dürfen sich nur die Verheirateten zu Gemüthe führen (Fig. 7).

Die Kleidung der meisten Afrikaner ist bald beschrieben. Bei der Toilette der Frauen spielen Perlen gewöhnlich die Hauptrolle. Bei den Masaimädchen fällt besonders der Schmuck der Beine und Arme auf, die, mit dickem Eisendraht spiralig umwunden, wie gepanzert sind. Das macht sie unbeholfen, und der Gang der sonst graziösen Schönen ist plump. Einige Perlenschnüre als Gürtel, ein Lendenschurz aus weichen Ziegenfellen ist meistens alles, was sie anhaben. Doch gewöhnt man sich bald daran, in einer glänzenden Fettschichte, mit der sie den Körper beschmieren, Ersatz für alles Fehlende zu sehen. Über die Kleidung der Männer können wir um so leichter hinweggehen, als über diesen Gegenstand so gut wie nichts zu sagen ist. Über der Frisur der Haare und dem Schmuck der Ohren vergessen sie meist alles andere.

Wie wir die Masais kennen lernten, erwiesen sie sich besser als ihr Ruf; wir kamen unangefochten durch ihr Land nach Ngongo-Bagáss und standen damit an der Landesgrenze einer äußerst feindlich gestimmten Bevölkerung und am Beginne schwerer, an Abenteuern reicher Zeiten.

Das Kikuyu-Land zieht sich um den Süden und Osten des Keniaberges herum. Ein außerordentlich dichter, jedoch nur wenige Stunden breiter Urwaldstreifen begrenzt es auf allen Seiten, weshalb man bis

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

zu unserm Durchzuge völlig im Unklaren über die Natur des Landes geblieben war. Die äußerst zahlreiche Bevölkerung hatte, in den schützenden Walddickichten mit ihren vergifteten Pfeilen lauernd, die wenigen bisher gemachten Versuche, in ihr Land einzudringen, stets zurückgeschlagen, ja, eine große Mombaskarawane war bei diesem Unternehmen niedergemacht worden. Wir waren zwar von allen Seiten dringend davor gewarnt worden, uns an dieses Volk zu wagen, doch schien uns die Eröffnung dieses äußerst fruchtbaren Landes so recht die Aufgabe einer großen und derart bewaffneten Karawane zu sein, wie es die unsere war. Unser Plan gieng dahin, durch dieses Land hindurch den Schneeberg Kenia zu erreichen. Wir hielten uns für alle Fälle für gewarnt und bezogen am Waldrande ein festes, diesmal mit Palissaden umgebenes Lager. Von da heraus begannen wir unsere ersten Beziehungen mit den Kikuyus anzuknüpfen. Im Anfange spielte ein altes Masaiweib die Vermittlerin, und unsere Verhandlungen waren bald von Erfolg begleitet, da uns ein Umstand dabei zuhilfe kam. Das Land benöthigte nämlich dringend Regen. Nach der naiven Anschauung der Eingeborenen muss es natürlich jeder Weiße verstehen, Regen zu machen. Wir versprachen daher den Regen, und ein Dutzend Blutsfreundschaften wurde daraufhin geschlossen. Nebstbei vergaßen wir jedoch keineswegs, auch unsere 300 Gewehre in Stand zu setzen, Munition zu vertheilen, kurz, uns möglichst gefechtbereit zu machen, denn mit

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

den Wilden ist kein dauernder Bund zu flechten, so viel hatten wir schon gelernt.

Am 7. September drangen wir in dicht geschlossener Reihe, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen würden, durch den Grenzwald, und nun kamen Tage, an die wir uns Zeit unseres Lebens erinnern werden. Ich kann hier nicht in alle Einzelheiten eingehen. Umdrängt, umdroht von Tausenden, von Massen Eingeborener, die uns mit ihren Stöcken hätten erschlagen können, so viele waren ihrer, hatten wir unsere Märsche zurückzulegen.

Hatten wir schließlich nach langem Marsche einen Lagerplatz erreicht, dann musste in größter Eile an die Sicherung desselben gegangen werden, denn von allen Seiten kamen die Eingeborenen herangelaufen, und bald war das Lager von solchen in bedrohlicher Weise überfüllt, während zahlreiche Gruppen, die stets Unheil beriethen, in der Umgebung Stellung nahmen (Fig. 8).

Das Lager bot in solchen Momenten stets ein äußerst lebhaftes Bild. Die Axtschläge schallten weithin durch die Luft, gefüllte Bäume fielen krachend zur Erde, wurden von unseren Leuten keuchend herangeschleppt und in den Boden eingerammt. Dazwischen mischte sich häufig der langgedehnte Kriegsruf der Wilden.

Nach einer Stunde sahen wir uns stets von einer Dornenmauer umgeben und konnten uns Gefühlen größerer Sicherheit hingeben; es war dies immer eine

Fig. 8. Im Kikuyulande.

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

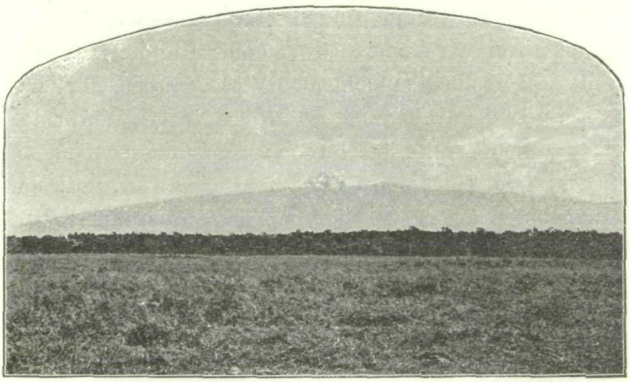


Fig. 9. Der Kenia von Ndoro aus.

Stunde, während welcher wir mit gespannten Gewehren und angehaltenem Athem die Umgebung im Auge zu behalten hatten, weil diese Zeit stets den gefährlichsten Moment im Laufe des täglichen Lebens bildete.

Wir griffen täglich, oft mehrmals zu den Waffen, da wir unaufhörlich die Eingeborenen sehen konnten, wie sie sich zum Angriffe bereit machten, und fast unausgesetzt gellte uns ihr langgedehnter Kriegsruf in die Ohren. An zwei Tagen war es bereits zu Zusammenstößen gekommen, beidemale bei Bachübergängen, und obwohl wir ihnen schwere Niederlagen beigebracht hatten, war von Ruhe und Frieden noch lange keine Rede. Menschenleben zählen wenig in diesen Ländern. Verfolgt und gehetzt, fühlten wir mit jedem Tage eine

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

heftigere Erbitterung, und als es abermals zum Kampfe kam, waren wir damit nicht so bald zu Ende. Den fortwährend drohend aussehenden Verhältnissen, der fortgesetzten Beunruhigung, die unsere Nerven schließlich aufzureiben drohte, machten wir nun ein entschiedenes Ende. Zwei Tage lang schwärmten unsere Leute in der Umgebung herum, bis sie von Feinden gesäubert war; dabei wurden die Dörfer eingeäschert, und mit vielen Gefangenen, die wir als Geiseln behielten, und mit reicher Beute an Vieh, unserem unentbehrlichen Nahrungsmittel, das wir nehmen mussten, zogen wir ab. Nun wussten wir uns mit jedermann in Feindschaft, erschlossen unsern Weg bis zur Grenze und erreichten solcherart mit heiler Haut den Kenia (Fig. 9).

Bekanntlich verdanken wir dem deutschen Missionär Krapf die Kenntnis von der Existenz dieses hohen Berges; außer diesem hatte ihn noch der Engländer Thomson gesehen. Noch niemand hatte es jedoch bis dahin unternommen gehabt, ihn zu besteigen und in seine geheimnisvollen Schluchten einzudringen. Graf Teleki machte sich allein dazu auf, denn ich litt damals schon seit längerer Zeit an Dysenterie; nur die Aufregungen der vergangenen Wochen hatten mich aufrechterhalten, nun aber klappte ich zusammen, und angesichts dieses Bergriesen, der, obwohl unter dem Äquator gelegen, mit seiner Spitze bis in die Region ewigen Eises emporragt, musste ich zu meinem größten Leidwesen das Bett hüten. Es gelang Teleki, eine Höhe von 15.500 Fuß zu erreichen; er stand damit am

Fig. 10. Äquatorlager in Leikipia.

©Ver. zur Verbr. naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse; download unter www.biologiezentrum.at

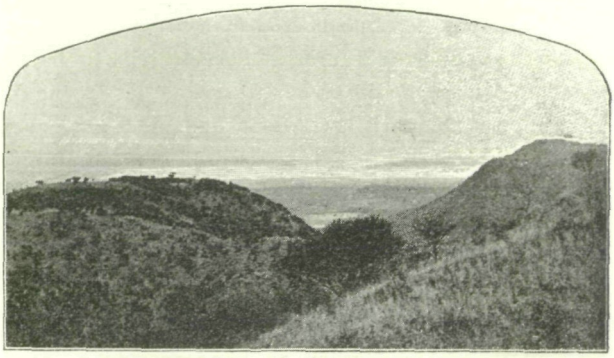


Fig. 11. Der Baringo-See vom Leikipiaplateau aus.

Absatze der noch 2000—3000 Fuß höheren Bergspitze und konnte einen weiten, schneegefüllten Krater überblicken.

Während unseres dreiwöchentlichen Haltes genas ich halbwegs, und wir zogen hierauf in nordwestlicher Richtung weiter dem Baringo-See zu.

Der Pfad führte dem Fuße der 14.000 Fuß hohen Aberdarekette entlang. Dichte Wälder säumen die Ufer der zahlreichen, von den Berghängen herabrieselnden Bäche ein. Obwohl diese Wälder unter dem Äquator gelegen sind, bestehen sie nicht zum geringsten Theile aus Coniferen, denn wir befinden uns da stets in einer mehr wie 6000 Fuß betragenden Meereshöhe (Fig. 10).

Da trennte ich mich von Teleki, da es mich trieb, dem unbekannten Laufe des Guasso-Njiro-Flusses zu folgen.

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Nachdem ich mich siebzehn Tage in dessen pfadloser Umgebung führerlos herumgetrieben hatte, wendete ich mich, durch das Ausgehen des Proviants gezwungen, ebenfalls westwärts und erreichte, über steile Abstürze und Bergrücken hinwegschreitend, den 3000 Fuß tiefer gelegenen Baringo-See, wo Teleki bereits drei Wochen früher eingetroffen war (Fig. 11).

Wir waren damit an der Grenze jener Gebiete angelangt, die bereits vor uns bereist waren. Was von hier an weiter im Norden an Ländern und Völkern sich befinden mochte, war noch unbekannt, und wenn man ältere Karten jener Gebiete ansieht, so weisen sie entweder die bekannten weißen Stellen auf, oder sie zeigen nach bloßen Vermuthungen eingezeichnete Bergländer, Seengebiete und Flussläufe, wie sie in Wirklichkeit nicht existieren. Hier denn beginnt unsere eigentliche Forschungsreise. Während ich dem Guasso-Njiro-Flusse nachgieng, war Graf Teleki zum Baringo-See vorausgeeilt, um die Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen und so unseren Aufenthalt zu einem möglichst kurzen zu gestalten. Wir hatten uns jedoch in dieser Beziehung gründlich verrechnet. Zur Weiterreise nach Norden war nach allem, was wir darüber erfahren konnten, ein großer Lebensmittelvorrath nothwendig, denn der Weg dahin sollte über weite Strecken gänzlich unbewohnter Wildnis führen. In der Umgebung des Baringo herrschte jedoch Hungersnoth in einem Umkreise von vierzehn

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

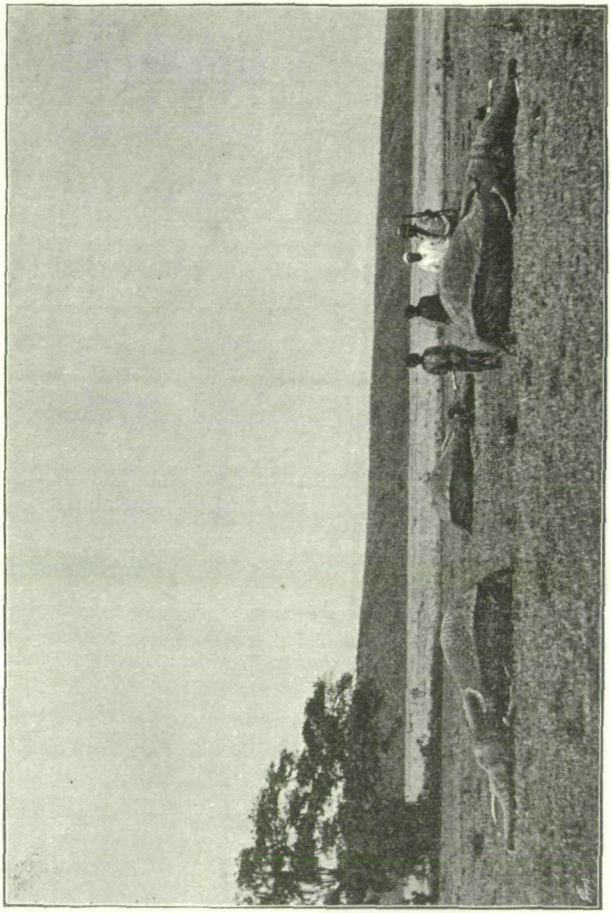


Fig. 12.

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Tagen. Wir waren gezwungen, eine Karawane weit zurück nach Ngongo-Bagáss zu senden, um die Futtervorräthe zu kaufen, die wir brauchten, und zwei Monate vergiengen, bevor dieselbe wieder zurückkam. Wir waren während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes auf die Jagd, d. h. auf den Zufall angewiesen. Es erinnert uns diese Zeit an eine Fülle der aufregendsten Jagderlebnisse, und nun hatte Graf Teleki, ein in Europa bekannter Sportsman, sein wahres Vergnügen. Hauptsächlich seiner Büchse fielen mehr als hundert große Thiere, Büffel, Rhinocerosse und Elephanten, zum Opfer, und wir waren während der ganzen Zeit reichlich mit Fleisch versorgt (Fig. 12).

Am 10. Februar 1888 brachen wir wieder unsere Zelte ab. Die Karawane zählte nur noch 200 Leute; die Hälfte derselben trug Lebensmittel, die in Bananenmehl, Mais und Bohnen bestanden. Zusammen mit einer kleinen Viehheerde reichte dies bei entsprechender Sparsamkeit für knapp fünfunddreißig Tage.

Unser Pfad führte in nordöstlicher Richtung weiter, über das Leikipiaplateau, über die 9000 Fuß hohe Loroghikette, dann längs einer andern schönen Bergkette, die wir in dankbarer Erinnerung der uns vom Commandierenden der Sultanstruppen in Sansibar geleisteten Dienste „Matthews-Kette“ tauften, nach Norden, immer durch wüste, menschenleere Wildnis, in welcher die Expedition hauptsächlich Wassermangels wegen beinahe zur Rückkehr gezwungen wurde. Am zwanzigsten Tage gelangten wir zum

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Njiro-Berge und damit wieder zu Menschen. Die wenig zahlreichen Bergbewohner konnten unseren geschwundenen Vorräthen zwar nicht aufhelfen, doch erhielten wir von ihnen wertvolle Auskünfte über die weiteren Gebiete. Nun gieng es unter der sicheren Führung eines Njiro-Mannes immer nach Norden. Fünf Tage lang marschierten wir zwischen Bergen, über schauderhaftes vulcanisches Gerölle, als sich mit einem Schlage vor unseren Augen ein Bild, wie wir es herrlicher nie wieder gesehen, entrollte. Eine weite, unbekannte Welt eröffnete sich uns hier, ganze Ketten neuer Berge, weite Steppen, ein neuer Horizont. Und tief zu unseren Füßen lag in felsigem Rahmen die dunkle, blaue Fläche eines schönen Sees, dessen Ufer in unabsehbarer Ferne im Norden verschwanden. Das war unser Ziel, und nun hatten wir es glücklich erreicht. Zuerst schwelgten wir, lange in tiefes Schweigen versunken, im Anblicke des sonnigen Landschaftsbildes, und dann gieng es an die Arbeit, ans Messen von hunderten von Winkeln, an das Festhalten des Gesehenen. Von der Höhe aus, auf welcher wir standen, tauften wir schließlich den See, der unsere wichtigste Entdeckung ausmacht. Wir nannten ihn „Rudolf-See“ zu Ehren weiland des Kronprinzen und zogen dann weiter. Nach äußerst beschwerlichem Abstiege durch unwegsame Schluchten erreichten wir am folgenden Tage den Seestrand. Ein entsetzlich heißer Wind warf da unsere Zelte um und wirbelte uns brennende Sandwolken ins Gesicht. Dazu peinigte uns

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

qualvoller Durst, denn das schwach salzige Seewasser vermochte ihn nur für kurze Zeit zu löschen. Schutzlos allen Unbilden preisgegeben, erwarteten wir am schattenlosen Strande sehnsüchtigst das Ende des Tages, und von der Begeisterung, die uns gestern noch alle durchglühte, war bald jede Spur verschwunden. Wir waren augenscheinlich in eine jungvulcanische Gegend gerathen; spitzes, scharfkantiges Gerölle, sowie größere Steintrümmer besäeten unsere kahle Umgebung. Eine traurige Insel, aus einer Reihe von erloschenen Kratern gebildet, blickte aus dem See heraus. Südlich vom See sahen wir einen schwarzen, von Lavaströmen umflossenen Kegelberg, der unausgesetzt Rauchwolken ausstieß, also noch thätig war. Den Wüstencharakter behielt die Landschaft bei, so weit wir sehen konnten, und es begannen uns bange Ahnungen von schweren Zeiten voll Hunger und Entbehrungen zu erfüllen. Unsere Vorräthe reichten bei der weitestgehenden Sparsamkeit nur noch für neun Tage, bis dahin mussten sich die Verhältnisse ändern, oder es war um uns geschehen. Unter dem Eindrucke trüber Aussichten eilten wir dem Seestrande entlang weiter. Wir sahen bereits mit Schrecken den Tag nahen, an welchem wir die letzte Ration austheilen würden, als sich plötzlich die Wüste mit Elephanten belebte, die aus der augenscheinlich wasserlosen Umgebung zum See gewandert kamen. Nun machten wir uns an die Jagd; es gelang uns, zweiundzwanzig dieser großen Thiere zu erlegen, und damit hatte unsere Noth diesmal ein Ende. Wir

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

zogen weiter, und am zweiundzwanzigsten längs des Seestrandes zurückgelegten Marsches, nach vierundfünfzig vom Baringo-See an gezählten Tagen gelangten wir an das bewohnte Nordende des Rudolf-Sees, doch waren zwanzig unserer Leute den Entbehrungen dieser Zeit erlegen.

Bei Reisen durch unbekannte Wildnis, wenn wir nach langem, heißen Marsche den Wassertümpel, auf den wir rechnen, trocken finden, wenn die Noth uns zwingt, uns ebenso wie unsere Leute bis zum letzten Blutstropfen auszunützen, um Rettung zu finden, dann fallen Opfer. Von andauernd kärglicher Nahrung schwach, schleppt sich der Mann bis zum letzten Reste seiner Kräfte mühsam den Pfad weiter, bis er zusammenbricht, bis er stirbt. Mitleid lässt uns aufmunternde Worte vergeuden, doch „Lass' mich sterben, Herr," ist seine Antwort. Wir können ihm nicht helfen, wir müssen fort, die Last wird ihm abgenommen, er selbst bleibt liegen, denn die Karawane zieht unaufhaltsam weiter. Aasgeier erspähen ihr Opfer, umkreisen die Stelle und zeigen uns noch lange an, wo der Unglückliche liegt. Bald gibt es ein Skelet mehr, das den Weg bezeichnet, den wir genommen. Es sind dies Scenen, die sich weit hinter der Karawane stets nur vor einzelnen Zeugen abspielen, so dass den Kameraden der Anblick ihres möglicherweise gleichen Loses erspart bleibt. Mir, der ich stets am Ende der Karawane marschierte, fiel es stets zu, jene armen Opfer ihrem grässlichen Schicksale überlassen zu müs-

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

sen, doch konnte ich nichts thun, und wenn ich der menschenfreundlichste der Menschen gewesen wäre.

Wir trafen da eine ganze Völkerkarte von Stämmen beisammen, die theils der nilotischen, theils der hamitischen Sprachgruppe angehören. Hauptsächlich hatten wir es jedoch mit den Reschiáts zu thun, die uns sehr freundlich aufnahmen, obwohl sie noch nie eine Karawane gesehen, ja selbst von der Existenz solcher keine Ahnung hatten.

Wir erkundeten hier die Lage eines zweiten, östlicher gelegenen Sees und brachen nach genossener Rast auch dahin auf. Ein siebentägiger Marsch durch unbewohnte, wasserlose Wildnis, in welcher wir jedoch auf Regentümpel rechnen konnten, da inzwischen die Regenzeit eingetreten war, brachte uns an den flachen Seestrand. Dieser See ist viel kleiner wie der Rudolf-See; sein Wasser ist untrinkbar, salzig, und seine Ufer sind daher auch unbewohnt. Wir tauften ihn der Frau Kronprinzessin-Witwe zu Ehren „Stefanie-See“ und kehrten, ohne eine einzige Menschenseele gesehen zu haben, wieder zu den Reschiáts zurück. Da geriethen wir in die größte Verlegenheit. Wir hatten beabsichtigt, den See im Norden zu umgehen und längs dessen Westseite den Rückweg zum Baringo und zur Küste anzutreten und damit die Expedition zu beschließen. Und nun erwies sich dieser Plan als ganz unausführbar. Während der Regenzeit steigt das Niveau des abflusslosen Sees bedeutend; er tritt im Norden über seine Ufer, die flache Landschaft

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

daselbst mit merklicher Strömung überflutend. Außerdem münden dort noch zwei große, wasserreiche Ströme in den See. Nun hatten wir unglücklicherweise unser Boot bei einer Elephantenjagd im See verloren, und wir gelangten zur Überzeugung, dass ohne Fahrzeug nicht hinüberzugelangen war. Eine Rückkehr nach Süden auf demselben Wege, auf dem wir hergekommen waren, schien uns gleichfalls unmöglich, da wir so große Lebensmittelmengen, wie wir sie für denselben brauchten, weder zu kaufen, noch bei unserer verminderten Leutezahl zu tragen im Stande waren. Wir befassten uns schon mit den abenteuerlichsten Plänen, als es uns schließlich doch gelang, eine größere, wenn auch unzureichende Quantität von Negerkorn einzutauschen, und so eilten wir wieder dem Seestrande entlang, durch die uns schon bekannte Wüste, bis zu unserm ehemaligen ersten Seelager zurück. Hart am thätigen Vulcan vorbei, gieng es dann nach Westen, ohne Aufenthalt, ohne Bedenken, denn unsere erschöpften Vorräthe trieben uns vorwärts, über die Grenze des Landes der Turkana.

Wir waren schon mehrere Stunden bei einzelnen aufsichtslos weidenden Kameelherden vorbeigewandert, als die Eingeborenen erst unsere Anwesenheit gewahr wurden und in entsetzter Flucht mit ihren Herden davonstoben. Da wir jeden Schein feindlicher Absichten vermieden, wagten sie sich langsam wieder heran und freuten sich schließlich sichtlich über das für sie historische Ereignis, die erste Küstenkarawane

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

mit ihren herrlichen Kostbarkeiten im Lande zu haben. Das Land der Turkana umfasst ein bedeutendes Territorium längs der ganzen Westseite des Rudolf-Sees. Die Gebiete, welche wir kennen lernten, waren wenigstens während unseres Dortseins gras- und wasserlose Sandwüsten. Wir waren während unserer ganzen Reise durch Turkana genöthigt, uns das Wasser durch Graben zu verschaffen, und wir konnten uns nicht genug wundern, wie ein Nomadenstamm mit ziemlich beträchtlichen Viehheerden im Stande ist, in diesem Lande zu leben. Das Hornvieh gleicht indessen auch wandelnden Gerippen, während für die Kameele bessere Bedingungen zu einem gedeihlichen Fortkommen vorhanden sind. Die Turkanas besitzen diese nützlichen und anspruchlosesten aller Hausthiere erst seit vierzig bis fünfzig Jahren und verstehen es nicht einmal noch, dieselben zu behandeln.

Im Gegensatze zu seinem Vieh ist das Volk der Turkana ungemein kräftig gebaut und sicher auch sehr tapfer. Es spricht dafür der Umstand, dass der Speer die einzige Waffe ausmacht; sie suchen daher den herzhaften Kampf Mann an Mann.

Am 20. Juli hatten wir Turkana hinter uns; wir standen am trockenen Bette des Trrguéll-Flusses, wieder in der unbewohnten Wildnis, diesmal mit völlig leeren Händen und in der peinlichen Lage, unserer Karawane nicht die kleinste Ration geben zu können. Abermals zogen wir auf die Jagd aus, aber das Schicksal wollte es, dass wir immer beutelos heimkehren

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

mussten zum Lager, wo uns unsere hungrigen Leute mit gierigen Blicken erwarteten. Zu unserer Rettung gab es in jener Gegend eine Art von Feigenbaum von der Größe einer mächtigen Eiche, dessen Früchte essbar waren. Damit uns kümmerlich erhaltend, zogen wir durch eine fast unentwirrbare Waldwildnis langsam nach Süden, von Feigenbaum zu Feigenbaum. Nach zehn Tagen stießen wir auf eine kleine ackerbautreibende Colonie, die uns jedoch nur sehr wenige Lebensmittel abtreten konnte. Immer in der Hoffnung auf eine baldige Änderung unserer Lage wanderten wir weiter; manchmal waren es Beeren, dann wieder essbare Kräuter, einmal sogar Webervogelnesthocker, die wir zu tausenden aushoben, womit wir uns aufrechterhielten. So vergiengen vier schreckliche Wochen. Wir kamen zu Eingeborenen, die selbst Hunger litten; da waren die Bäume und Sträucher ihrer Früchte und Beeren beraubt und die essbaren Kräuter bereits gepflückt. Wir verzweifelten schon, da wir nunmehr gar keinen Ausweg mehr kannten, als eine Schar von Suk-Nomaden zu uns stieß, die sich anbot, uns zu ihren Kralen zu führen und uns Vieh zu verkaufen. Man wird sich die Freude vorstellen können, mit der wir sie empfiengen; dass wir sie mit Geschenken überschütteten und ihnen alles versprachen, was sie nur wollten, war natürlich. Wir machten uns auf und gelangten nach zwei Märschen in die Nähe der Krale; unsere Führer ließen uns noch den Kerio-Fluss überschreiten und an dessen jenseitigem Ufer lagern.

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

Wir hielten uns für gerettet. Da traten schwere Regengüsse ein, die das Flussbett mit tobenden und schäumenden Fluten erfüllten, so dass es nun für uns eine unüberschreitbare Schranke war. Unsere vermeintlichen Retter hatten inzwischen näheren Einblick in unsere verzweifelte Lage gethan, sie hatten uns aus Angst, dass wir in unserer Noth ihr Vieh rauben könnten, auf die andere Flussseite geschickt und ließen sich nicht wieder blicken. Wir hungerten nun schon seit dreiunddreißig Tagen, ohne eine Änderung der Verhältnisse absehen zu können. Unsere Leute waren bereits auf das äußerste herabgekommen, und es wäre nach ein paar Tagen zweifellos eine Auflösung unserer Karawane zu plündernden Scharen erfolgt. Nun gab es nur ein Mittel mehr. Wir erkundeten einen anderen Viehkral, und als man uns auch da nichts verkaufen wollte oder konnte, bemächtigten wir uns, dem Zwange der Nothwendigkeit weichend, einer genügend großen Viehherde. So ist das Leben in Afrika. Nur einen Versuch machten die Eingeborenen, uns den Raub wieder abzujagen, doch wir schlugen sie zurück und erreichten weiterhin unbelästigt unseren Ausgangspunkt, den Baringo-See, wieder. Unser Zug zum Seengebiet hatte 166 Tage gedauert, und wir hatten als Resultat die Erforschung eines 3000 geographische Quadratmeilen großen Wüstengebietes zu verzeichnen.

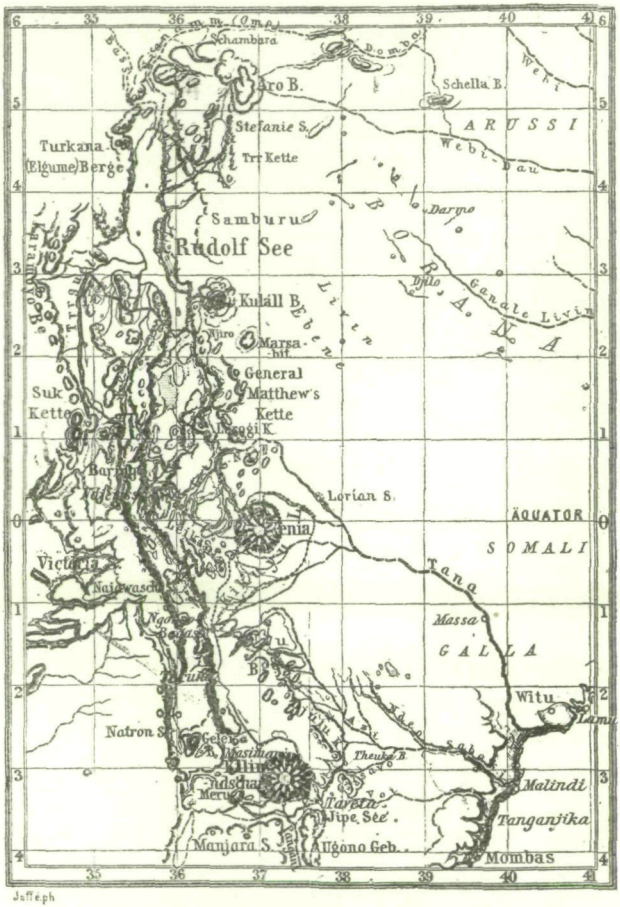
Nach einigen wohlverdienten Rasttagen bei vollen Fleischtöpfen, die wir uns und unserer hart mitgenom-

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at

menen Mannschaft nun gönnen durften, kehrten wir heim.

Von unserer weiteren Reise ist wenig mehr zu erzählen, denn sie führte durch bereits theilweise bekannte Gebiete am Naiwascha-See vorbei und durch Ukambani wieder nach Taveta. Hier erhielten wir Nachrichten von dem an der Küste lodernden Aufstand, die es uns rathsam erscheinen ließen, nach Sansibar zurückzukehren, so lange der Weg zur Küste noch offen war. Am 25. October 1888, nach 22monatlicher Wanderung, gelangten wir bei Mombas an den indischen Ocean, doch sahen wir erst im Mai des folgenden Jahres, nach fast dreijähriger Abwesenheit, unsere Heimat wieder.

©Ver. zur Verbr.naturwiss. Kenntnisse, download unter www.biologiezentrum.at



Jaffeph

Fig. 13.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: 30

Autor(en)/Author(s): Höhnel Ludwig Ritter von

Artikel/Article: Zum Rudolf-See und Stefanie-See. (1 Karte unpaginiert.) 221-254